

Aus der politischen Woche

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 47

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

feindselig. Dazwischen kam immer wieder das schmerzende, quälende Denken: Hier? Hier, in der prallen Fülle? Meinte er wirklich so?

Ich brachte es nicht über mich. Die Platte ließ ich zurück. Das andere raffte ich flüchtig wie ein Dieb zusammen und floh das Sträßlein zurück.

Ich floh wie von sieben Teufeln gejagt und zu Hause begann ich zu heulen.

Das ging alles so furchtbar rasch und kam wider alle Maßen unerwartet. Mit einem einzigen Griffte hielt er mir das Spiegelein vor, in dem ich mein Innerstes erblickte. Ich muß an den reichen Jüngling denken, der Jesus nicht zu folgen vermochte. Hinter meinen Tränen aber sehe ich den Meister gütig über mein törichtes Herze lächeln.

Der Unheimliche.

Von Wilhelmine Balthinester.

Durch Londons neblige City fuhr Allans Automobil und hielt endlich vor dem hohen Portal seines Hauses. Schlaftrunken stieg er die Treppe empor, ließ sich von seinem Diener beim Auskleiden helfen und sank ermüdet auf das Bett. Er hatte einer langen Konferenz beige-wohnt, viel Nervenkraft angespannt und mit der Fähigkeit des großen Geschäftsmannes seine Interessen gewahrt. Nun war er matt, es war weit über Mitternacht, als er einschlief.

Allan gehörte zu jenen Menschen, die bei aller Kaltblütigkeit und Verstandesschärfe einen guten Teil Idealismus bewahrt haben. In seiner Jugend hatte er einmal ein Drama geschrieben, das war nun viele Jahre her. Später lernte er einsehen, daß man die Früchte seiner Seele nicht leicht zu Geld machen kann und er wurde Geschäftsmann, einer von jenen durchdringenden kommerziellen Geistern, wie sie England oft hervorbringt.

Ein Geräusch weckte Allan aus dem ersten Schlaf. Es klang wie das Röhren eines Kobolds. Nervös fuhr Allan auf. An seinem Schreibtisch saß eine dunkle Gestalt und starrte ihn an, wie grüne Glasugeln leuchteten zwei große Augen durch das fahle Grau der Nacht.

„Was wollen Sie?“, rief Allan.

„Ihre Seele!“

„Ja — sind Sie denn verrückt? Welche Komödie spielen Sie mir da vor, Halunke?“

„Ich bin der Teufel“, sagte der Eindringling gelassen und blieb ruhig auf seinem Blase.

Allan lachte auf. „Der Teufel! So! Sie nehmen also an, daß ich an solche plumpe Ammenmärchen glaube? Ein gemeiner Einbrecher sind Sie und ich werde Sie sogleich verhaften lassen!“

„Versuchen Sie es doch“, entgegnete der Fremde mit unheimlichem Spott. „Gespenster und Höllengeister zerrinnen in der Luft, wenn man sie ansieht... Ich will Ihnen beweisen, daß ich Ihr Leben, Ihre geheimsten Entschlüsse, alles, was Sie betrifft, genau kenne. Sie stehen gegenwärtig in Unterhandlungen mit einer großen Gesellschaft für Petroleumgewinnung. Sie sind bemüht, möglichst viele Aktien an sich zu reißen. Die anderen suchen das zu verhindern, um Ihnen keine Uebermacht einräumen zu müssen. Klug und umsichtig benützen Sie den Einfluß einer schönen Frau, die Sie übrigens nicht lieben und die Lady Grace heißt. Sie sind seit langem mit der rotblonden Daisy befreundet und halten jede Ihrer Liebschaften mit feinem Geschick geheim...“

Allan war etwas unsicher geworden. „Sind Sie vielleicht Detektiv?“ erkundigte er sich vorsichtig.

Der Unheimliche lachte. „Es ist ja gleichgültig, wie Sie mich nennen wollen, gewöhnlich bezeichnet man mich als Teufel. Aber ich sehe, daß der Morgen graut. Wenn es Ihnen beliebt, werde ich Sie jetzt vom Leben zum Tode befördern.“

„Nein — es beliebt mir durchaus nicht!“ rief Allan und mühte sich um einen schwachen Rest von Humor.

„Das tut mir unendlich leid“, erwiderte der Teufel lebenswürdig. „Ich kann jedoch von meinem Vorhaben nicht abweichen. Uebrigens ist die Prozedur rasch und schmerzlos. Ich will aber gnädig sein und Ihnen eine Stunde Frist gönnen. Sind Sie etwa fromm? Dann bereuen Sie Ihre Sünden. Sind Sie sentimental? Dann schreiben Sie Ihren beiden Freundinnen Abschiedsbriefe und bringen Sie die Damen gegeneinander auf — das ist der schönste Trost für das schwache Geschlecht. Oder sind Sie vielleicht bestrebt, auch nach Ihrem Tode für interessant zu gelten, dann skizzieren Sie Ihre Memoiren... Eine Stunde also!“ Er erhob sich, stand mit einem leichten Sprung neben Allans Bett, hielt seinem Opfer etwas unter die Nase und schien im Dunkel zu zerrinnen. Allan fühlte sich von Schwindel erfasst und verlor das Bewußtsein.

Es war heller Tag, als er erwachte. Verwirrt rieb er sich die Augen und besann sich auf die seltsamen Erlebnisse dieser Nacht. Wie ein bleierner Kranz lag es um seine Stirn. Er stand auf, fühlte große Schwäche, schleppte sich mühsam zum Schreibtisch und öffnete eine der Läden. Auf einem eisernen Kästchen, in welchem er Juwelen verwahrte, lag ein weißer Zettel. Allan las:

— Fürchten Sie den Tod nicht. Der Teufel verlängert die Frist auf Jahre und behält sich vor, Sie später zu holen. Sie können sich ruhig weiter der Liebe Ihrer charmanten Freundinnen erfreuen. Ich bitte Sie, den beiden Damen, Miß Daisy und Lady Grace, meine tiefste Ehrfurcht zum Ausdruck zu bringen. Ich erwarte von Ihnen als Gentleman, daß Sie diesen Brief sofort zerreißen, um die beiden genannten Damen nicht zu kompromittieren! Zuletzt wünsche ich Ihnen noch Glück und einen günstigen Abschluß des Petroleumgeschäftes! Freuen Sie sich des Lebens, für welches der bescheidene Teufel nur ein kleines Pfand — Ihre Juwelen — mitnahm.

Tomen Breen, der Meisterdieb der City.

Novemberabend.

Seitab von des Lebens Lärme
Mit dem Freund im stillen Zimmer,
Der Ofen spendet trauliche Wärme,
Vom kranken Tag durchs Fenster irt
Ein letzter müder Schimmer....

Der Engel des Schweigens geht durch den Raum,
Nun dunkelt alles, wir sehen uns kaum,
Das Leben ist fern, wir dämmern so hin,
Und jeder hüllt sich in seinen Traum.

Dominik Müller.

Aus der politischen Woche.

Ende des englischen Kohlenkonflikts.

Das wichtigste Ereignis der Woche ist wohl die Beilegung des englischen Grubenstreiks. Die Versammlung der Distriktsbelegierten beschloß am 11. November einstimmig, der Exekutive freie Hand zu geben, um mit der Regierung weiter zu verhandeln. Dies auf Grund der Vermittlungsvorschläge, die die Regierung aufgestellt hatte. Die dort niedergelegten Bedingungen sind für die Grubenleute wenig günstig, während die Grubenbesitzer mehr erreicht haben, als anfänglich von ihnen gefordert wurde.

Die Arbeiter willigen ein in eine Lohnkürzung und in eine Arbeitszeitverlängerung; ferner verzichten sie auf ihre Forderung eines nationalen Abkommens und begnügen sich mit Distriktsverträgen. Doch wird ihnen für gewisse sozialhygienische Neuerungen die nationale Garantie zugesichert; auch ist ein Lohnminimum festgelegt; dieses wird 20 Prozent über dem vor 1914 stehen; das Lohnabkommen hielt es 33 1/3 Prozent über den Ansätzen von 1914. Die Arbeits-

zeit wird 7½ bis 8 Stunden betragen; der Siebenstundentag wurde schon drei Monate früher durch Regierungsbeschluss aufgehoben.



Cook, der Führer der englischen Bergarbeiter und Leiter des Kohlenstreiks.



Prälat Dr. Seipel, der neue österreichische Bundeskanzler.

Auf der ganzen Linie also eine Niederlage der Grubenleute in materieller Hinsicht. Der moralische Sieg aber ist auf ihrer Seite; denn der Großteil des englischen Volkes hielt ihre Forderungen gut und verurteilte die eigennützige Hartnäckigkeit der Grubenbarone, die sich weigerten, Opfer zu bringen, um ihre Kohlenbetriebe zu modernisieren, und die es ganz offensichtlich darauf abgesehen hatten, den Verband der Grubenleute zu sprengen, um diese nachher umso hemmungsloser ausbeuten zu können. Der Konflikt artete zuletzt in eine reine Kraftprobe zwischen Kapital und Arbeiterorganisation aus, bei dem naturgemäß die Mehrheit der Zuschauer, weil durch die Kohlensteigerung und die damit verbundene Arbeitslosigkeit schwer betroffen, auf der Seite der Arbeiter stand. Die Erbitterung gegen die Grubenbesitzer, die die gemachten Zusagen immer widerriefen, um noch mehr Vorteile herauszuholen — so vor drei Monaten, als sie Baldwins Vermittlungsvorschlag, der Lohnreduktion und Arbeitszeitverlängerung, aber nationalen Arbeitsvertrag vorsah — ergriff weite Kreise des Bürgertums, namentlich des liberal denkenden. Man wirft der Regierung, die im Generalstreik so energigisch zugegriffen hatte, vor, sie habe durch ihre Untätigkeit den Kohlenbesitzern gegenüber, trotzdem das nationale Wohl auf dem Spiele stand, für die Sache des Kohlenkapitals Partei ergriffen.

Sicher ist, daß die Niederlage die Grubenleute nicht gedemütigt und klein gemacht, wohl aber in ihrer politischen Gesinnung radikalisiert hat. Tausende werden sich den Kommunisten anschließen und zu jedem neuen Kampfe bereit sein. Die verärgerten Kreise des Bürgertums werden künftig sozialistisch wählen. Diese Entwicklung zeichnete sich bereits in den letzten Gemeindevahlen ab, wie wir schon berichtet haben. Es ist fraglich, ob die Konservativen diesen Verlust an Prestige in den zwei Jahren Frist, die ihnen noch bleiben bis zu den Neuwahlen, einzuholen imstande sein werden.

Die Wiederaufnahme der Kohlenförderung in England setzt den Konjunkturen der Kohlenindustrie in Polen, Deutschland und Belgien ein Ende. Gewiß wird England aber noch so lange fremde Kohlen kaufen müssen, bis seine Hunderte von erloschenen Hochöfen und alle die stillgelegten Fabriken wieder in Gang gesetzt sind, und Jahre werden vergehen, bis es die verlorenen Absatzgebiete wieder zurückgewonnen hat. Die Schäden aber, die die nationale Wirtschaft durch den langen Kohlenstreik erlitten hat — er hat über 6½ Monate gewährt — werden einst der konservativen Regierung ins Schuldbuch geschrieben, die es nicht verstanden hat, dem Lande diese Prüfung zu ersparen.

Die Reichskonferenz.

Sie tagt seit Monatsfrist in London, ohne daß die Welt viel von ihren Verhandlungen vernimmt. Doch dokumen-

tiert sich gerade in diesem „lautlosen“ Zusammensitzen die Uebereinstimmung der Dominions mit der Reichsleitung in allen Fragen von Bedeutung. Denn hätten sich alarmierende Gegensätze gezeigt, solche etwa, die den Reichsverband zu sprengen drohen, dann wären sie auch an die Öffentlichkeit gedrungen. Gewiß sind die Unabhängigkeitsbestrebungen einzelner Dominions bis nahe zur Loslösung vom Reiche gediehen. Kanada machte Miene, sich überhaupt nicht an der Konferenz beteiligen zu wollen. Die konservative Londoner Regierung hatte durch ihren Gouverneur in Ottawa die letzten Wahlen zuungunsten der Liberalen, die durch Volkswillen nun wieder zur Macht gekommen sind, beeinflussen wollen, und der kanadische Ministerpräsident Macenzie King bequemt sich erst nach London, als Baldwin den mißbeliebten Gouverneur abberufen hatte. Ähnlich klang es aus Südafrika, wo General Herkog, der heutige Präsident der Republik und ehemalige Gegner Englands, vollständige Unabhängigkeit seines Landes fordert. Nur daß hier das Reich in General Smuts einen warmen Fürsprecher besitzt. Ganz reichstreu sind andererseits Australien und Neuseeland, weil diese die Hilfe des Imperiums gegen die ihnen drohenden Angriffe Japans und Chinas, oder vielleicht auch Nordamerikas, nicht entmangeln können. Auch die übrigen Dominions wissen die Vorteile zu schätzen, die ihnen der Schutz der großbritischen Flotte gewährleistet. Milliarden werden ihnen dadurch an Heeres- und Flottenausgaben erspart. England hat es von jeher verstanden, seinen Vorteil darin zu finden, daß es seinen Partnern Vorteile gewährt, und diese Methode dürfte den Reichsbestand noch auf lange Zeit hinaus sicherstellen.

Die deutsche Regierungskrise.

Durch eine plötzliche Umschwenkung in ihrem politischen Verhalten haben die Deutschnationalen das Kabinett Marx-Stressemann in schwere Bedrängnis versetzt. Sie haben beschlossen, der Regierung grundsätzlich Opposition zu machen. Sie stimmten im Reichstage gegen den Regierungsvorschlag für einen kommunistisch-sozialistischen Antrag auf Erhöhung der Erwerbslosen-Entschädigung und brachten dadurch ein Gesetz zur Annahme, das auszuführen die Regierung sich außerstande erklären mußte. Das Kabinett Marx-Stressemann, das vorher immer mit einer wechselnden Mehrheit rechnen konnte — denn was die Sozialdemokraten verwarfen, beliebte den Deutschnationalen und umgekehrt — muß sich nun nach einer neuen Mehrheit umsehen. Marx verhandelt noch mit den Sozialdemokraten und diese haben ihm bereits die loyale Unterstützung versprochen, ohne daß sie sich binden wollen; denn sie müssen ein Abspringen ihrer Wähler ins kommunistische Lager befürchten, wie dies die sächsischen Wahlen kürzlich vorahnen ließen. Andererseits müssen sie Marx unterstützen, damit die Deutschnationalen ihr Ziel nicht erreichen. Diese haben das Manöver nur deswegen vollführt, um Marx zu zwingen, ihnen die Türe in sein Kabinett zu öffnen. Graf Westarp möchte gerne Minister werden und mit ihm einige andere, um von hier aus ihre politischen Pläne besser verwirklichen zu können.

Diese Unsicherheit in der Reichspolitik beeinflusst auch die Außenpolitik, insbesondere die in Locarno und Thoirn begonnene Annäherung an Frankreich. Paris wird zurückhaltend angesichts der Möglichkeit, daß das Versöhnungskabinett Marx-Stressemann eines Tages verschwinden könnte und einem deutschnational geführten Platz machen müßte.

Kabinettswechsel in Oesterreich.

In Oesterreich ist seit dem Sturze des Kabinetts Dr. Ramek, das über den Lohnforderungen der Beamten zu Fall kam, wieder der Prälat Dr. Seipel am Ruder, mit ihm die christlichsoziale Partei des Landes. Dr. Seipel hat als erklärter Retter des Landes aus schwerer Krise eine große Autorität hinter sich. Die Hauptstützen seines Kabinetts sind Dr. B. Riebenböck (Finanzen), Dr. F. Dinghofer (Vizekanzler) und Dr. Richard Schmik (Unterricht). -ch-